DISSERTATIO INAUGURALIS
DE

DIFFERENTIIS PSYCHICIS FOEMINAM INTER ET VIRUM,

QUAM
CONSENSU ET AUCTORITATE
DOMINI
PRÆSIDIS ET DIRECTORIS,
CLARISSIMORUM ET CELEBERRIMORUM
D. D. Professorum
pro
Doctoris Medicinae et Chirurgiae
HONORIBUS ET PRIVILEGIIS RITE AC LEGITIME OBTINENDIS,
in celeberrima
C. R. ACADEMIA JOSEPHINA
publicae disquisitioni submittit

Antonius Fossek,
Moravus Mislitzensis.

In Theses adnexas disputabitur in aedibus Academiae Josephinae die . mensis Februarii 1842.

VINDOBONAE.
Typis Caroli Ueberreuter.

Der *Begriff der Menschheit* stellt sich nicht auf verschiedenen Stufen der Vollkommenheit, sondern in verschiedenen, einander ergänzenden Richtungen durch die Geschlechter dar, und wird nur durch die *Gemeinsamkeit* derselben *vollständig* verwirklicht. Jedes Geschlecht hat seine eigenthümlichen Vorzüge, und besitzt gewisse Kräfte in höherem Grade, *ohne dass diese dem andern* ganz fehlen.

Burdach.

Hat man des Menschen Kern erst untersucht,
So weiss man auch sein Wollen und sein Handeln. —

Schiller.

Den

geliebten Aeltern

als schwaches Zeichen

unbegränzter Hochachtung

und

Dankbarkeit.

Begriff.

Unter Geschlecht — (*Sexus*) — versteht man im physiologischen Sinne überhaupt den Gegensatz der Zeugungsverhältnisse, ausgedrückt durch das weibliche Ei und durch den männlichen Samen. (Bischoff.)

Ausser dem Unterschiede der Geschlechtstheile gibt es noch viele Charactere, wodurch sich das männliche Geschlecht vom weiblichen unterscheidet. — Man pflegt diese mit dem Namen: *Habitus masculinus et femininus* zu bezeichnen.

Diese Unterschiede zerfallen

I. In körperliche oder somatische;

II. in geistige oder psychische.

Die somatischen werden eingetheilt

1. In die des äussern Körperbaues;
2. In das Verhalten der organischen Systeme.

I. Körperlicher oder somatischer Unterschied.

1. Aeusserer Bau.

Der männliche Körper ist in der Regel länger, fester, schärfer begränzt und mehr eckig. Das Zellgewebe ist zäher und stärker, die Muskeln sind wegen weniger angehäuftem Fette derber ausgedrückt, die Gesichtszüge zeigen mehr Festigkeit, Schärfe, Würde. Das Weib ist durch einen schwächern und zarteren Bau ausgezeichnet. — Der Körper ist im Durchschnitte kleiner, so auch der Kopf und das Gesicht. In den

Zügen herrscht mehr Anmuth und Zartheit, als Energie und Kraft.

Der männliche Schädel ist grösser, das Gesicht länger, der Nacken kürzer, der Hals dicker mit kräftigem Hervortreten des Kehlkopfs, des Zungenbeines und der kleineren Schilddrüse, daher des Mannes Stimme kraftvoller und rauher.

Der weibliche Hals ist dünner, der Kehlkopf kleiner, höher hängend und weniger hervorragend, daher die Stimme immer feiner und höher. Die Schilddrüse ist grösser. — Aeusserlich sind Hals und Nacken durch blendende Weisse ausgezeichnet; die Schultern sind schmäler und mehr herabgesenkt, daher der Hals länger erscheint. — Die Schlüsselbeine erscheinen minder gebogen, und liegen gerader. — Die Brust ist enger, kürzer und flacher, nach aufwärts zugespitzt, daher die Lunge kleiner, das Athmen minder kräftig, und die Stimme schwächer. — Das Brustbein ist kürzer, die Rippen sind dünner, die oberen mehr beweglich, die Knorpel biegsamer; die unechten Rippen kürzer, und die untersten liegen entfernter vom Hüftbeine, da die Lendenwirbel weit höher sind als bei dem Manne.

Beim Manne sind die Schultern breiter, und mehr in die Höhe stehend, die Schlüsselbeine sind mehr gebogen, und laufen mehr schräge, zu dem Brustbeine herab sich senkend. — Das Brustbein ist länger und breiter, die Brust überhaupt nach unten geräumiger, hervorragender, breiter. — Das Becken ist viel schmäler und enger. — Die Knochen sind überhaupt dicker, mehr eckig, und durch die Anheftungspunkte der Muskeln rauher. Der Haarwuchs des Mannes ist mit Ausnahme der Kopfhaare üppiger, das Haar dunkler und derber; am Kinn, an den Lippen und Backen ausschliessend unter dem Namen des Bartes. — Männer von starkem Haarwuchse werden gewöhnlich als Symbol von Kraft dargestellt. — Bei dem Weibe ist

die Entfernung des Nabels von der Schamgegend grösser.

Ausgezeichnet ist beim Weibe das Becken, das umgekehrt im Verhältnisse der Brust viel breiter und weiter ist, mit mehr ausgehöhltem Kreuzbein, und stärker gerundetem Schambogen sich darstellt; daher sind die mehr nach vorne gestellten Pfannen und obern Enden der Schenkel weiter von einander stehend; folglich treten die Schenkel von oben nach den Knien enger zusammen, daher divergiren die untern Gliedmassen vom Knie bis zur Fusssohle von einander, um dadurch den Schwerpunkt auszugleichen. — Hinterbacke und Oberschenkel sind grösser und dicker, und das Schoos viel geräumiger.

2. Das Verhältniss der Systeme.

Bei dem *Manne* ist überhaupt *das Blut- und Respirationssystem* viel entwickelter, daher sind die Lungen mehr ausgedehnt, und das Athmen geschieht langsamer. — Die Luftröhre ist weiter, daher die Stimme tiefer, und bei der grossen Ausdehnung des Kehlkopfes kraftvoller und rauher. — Das Herz ist bei dem Manne grösser, die Arterien kraftvoller, die Klappen derber, daher der Herzschlag voller, stärker, härter. — Die Venen drücken sich gewöhnlich mehr auf der Haut aus. — Die Nerven sind in ihrem Baue stärker, mit Ausnahme der Becken- und Lendennerven. — Sie sind weniger reizbar, reagiren aber desto kräftiger bei minderer Empfänglichkeit.

In Hinsicht auf die übrigen Systeme herrscht bei dem *Weibe* das *Nerven - so wie das Saugadersystem vor*, daher die Sensibilität und das Einsaugungsvermögen vermehrt ist; dadurch sucht man beim Weibe die mindere Erzeugung der Haare auf der Haut zu erklären. — Das Wachsthum ist ebenfalls schneller, daher die frühere Mannbarkoit. — Die Ausdünstung

der Frauen hat einen eigenen Geruch, der auf eine verschiedene Mischung hindeutet, daher ebenfalls die Zeugungsstoffe von verschiedener Art seyn müssen.

So schildert mein hochverehrter und allgemein geliebter Lehrer **Bischoff** den somatischen Unterschied des männlichen vom weiblichen Geschlechte, und wer wird den von Hochachtung und Bewunderung erfüllten Schüler tadeln, wenn er sich fürchtet, durch Zugabe oder Wegnahme der in Kürze und mit kräftigen Worten gegebenen vollständigen Schilderung Abbruch zu thun?

Ich gehe nun zum psychischen Unterschiede über, und begleite die Psyche auf ihrer Wanderung durch die verschiedenen Lebensperioden.

II. Psychischer Unterschied des Weibes vom Manne nach den verschiedenen Altersstufen.

A. Die Kindheit.

Diese Periode dauert bis gegen das achte Jahr. Die Kindheit ist das Alter der ersten Entwicklung des individuellen Seelenlebens. Sie zerfällt aber in zwei Perioden: das Säuglingsalter, welches auf das Leben im Mutterleibe unmittelbar folgt, und in einem Leben *an* der Mutter besteht, und die spätere oder eigentliche Kindheit, oder das Alter mit den Milchzähnen, das als ein Leben *bei* der Mutter bezeichnet werden kann.

a. Das Säuglingsalter

oder *das Leben an der Mutterbrust* dauert bis gegen das Ende des ersten Jahres und charakterisirt sich durch völlige Abhängigkeit bei allmäliger Vorbereitung zu einem mehr selbstständigen Daseyn.

Nur in den ersten Wochen ist der Säugling so stumpfsinnig, dass er ausser Nahrung, Wärme, einem weichen Lager und Ruhe nichts *verlangt*, und durch die Befriedigung dieser Bedürfnisse nur beruhigt, nicht

erfreut wird. Allmälig aber erwacht auch das Seelenleben, seine Seele entwickelt sich, sagt **Burdach**, aus dem Chaos des Lebens, wie der Leib des Embryo aus den Körnchen der Keimhaut, und während der Säugling in Hinsicht der Kraftäusserung auf Erkenntniss des Nützlichen und Schädlichen viel unvollkommener ist, als das Thier von gleichem Alter, zeigt er doch den menschlichen Charakter deutlich: nicht Nahrung, sondern eine freundliche Menschengestalt lockt ihm das erste Lächeln ab, und nicht nach Speise, sondern nach Farbigem, das innere Leben Anregendem, streckt er zuerst die Hand aus, während das Thier gegen Alles, was sich nicht auf sein leibliches Daseyn bezieht, gleichgültig bleibt. Der *Säugling* fühlt sich in der Nähe von Menschen wohler, will nicht allein seyn, sondern auf den Arm genommen werden, oder doch an seinem Lager Jemanden um sich sehen. So tönt ihm die Menschenstimme angenehm, und er lässt sich dadurch besänftigen und erfreuen; auch zeigt er bald Wohlgefallen an der Menschengestalt, blickt in das Auge, und sieht gern menschliche Bewegungen. Dann unterscheidet er auch die Personen, und *liebt* diejenige, welche ihn wartet, und ihm mancherlei Sinnesbeschäftigungen verschafft, mehr als die, welche ihn nährt. Er äussert auch schon *Mitleid*, wenn ihm das Leiden einer geliebten Person sichtbar wird. Vermöge solcher Sympathie versteht er frühzeitig Geberden, Mienen und Töne nach der allgemeinen Stimmung, welche sie ausdrücken, so dass er sich durch sie erfreuen und schrecken lässt. — Auch erwacht in diesem Verkehr eine *Ahnung von Recht und Gesetz*. Er will ein anderes Kind nicht an der Mutterbrust sehen; merkt, ob man seinem Begehren überall nachgibt, wird in diesem Falle gebieterisch, und erbosst sich, wenn einmal seiner Willkükr Widerstand entgegengesetzt wird; er kennt aber bei conse-

quenter Behandlung, dass man ihm wohl will, und fügt sich unter das ihm gegebene Gesetz.

In diesem zarten Alter tritt daher *der geschlechtliche Unterschied* in den Seelenäusserungen *nicht hervor*, wie auch der Körper des weiblichen Kindes sich nur wenig vom männlichen unterscheidet.

b. Die eigentliche Kindheit

oder das *Alter mit den Milchzähnen* oder das Leben bei der Mutter dauert vom ersten bis zum achten Jahre.

Die vollkommneren Empfindungen führen bald zu *Vorstellungen*, denen *Erinnerungskraft* und *Gedächtniss* folgen. Das Kind *ahmt* (anfangs aus blindem Triebe) nach, und bekömmt Gewohnheiten, es äussert grossen Thätigkeitstrieb, einen Trieb zu gestalten und umzugestalten; einen Trieb sich an Alles anzuschliessen und es zu lieben; das Kind *lernt Gutes vom Bösen* unterscheiden, früh äussert sich schon im Kinde das Gefühl einer Abhängigkeit von Hohem und Unbekannten, als die erste *Regung des religiösen Gefühls*; so hört es von allen Erzählungen am liebsten Fabeln und Märchen, lässt sie gern, mit seiner Phantasie getreu ihnen folgend, sich wiederholen, liebt und glaubt das Wunderbare, und kommt leicht zu Gespensterfurcht. — Das *Kind* zeigt eine *hohe Empfänglichkeit des Gefühls*; es ist leicht zu erfreuen, wie zu betrüben, und die entgegengesetzten Affekte folgen einander oft in schnellem Wechsel; es erwacht ein Sinn für Schönes, auch ist damit noch das sinnliche Begehren verbunden, und das Kind will Alles, was ihm gefällt, auch haben. Die Wohlthaten der Mutter wecken *Liebe* und dadurch *Milde*; der Ernst und die Macht des Vaters flösst *Achtung* ein, und führt dadurch zum *Gehorsam*. Um die Liebe nicht zu verscherzen, und um Strafe zu vermeiden, unterwirft es sich dem Gebote. Die Strafe wirkt als Uebung der Gerechtigkeit

wohlthuend, so aber wirkt sie nur dann, wenn sie ernst, ohne Leidenschaft vollzogen wird, und die strenge Gerechtigkeit durch Liebe gemildert erscheint, denn frühzeitig macht das Kind, von Ahnung getrieben, Anspruch auf Billigkeit und bald auch auf Schonung seines Ehrgefühls. So wird das Kind dahin geleitet, sich im Leben *dem Gesetze* zu unterwerfen.—

Was nun den *Unterschied* der Seelenäusserungen des Mädchen vom Knaben betrifft, der in diesem Alter hervorzutreten beginnt, so sehen wir *im Knaben das Gefühl der Selbstigkeit* stärker sich äussernd, im *Mädchen das Vorwalten des Gemüthes, der Sympathie.* Der *Knabe* will mehr seinen eigenen Weg gehen; das *Mädchen* ist empfänglicher und lenksamer; der *Knabe* tobt, wenn er sich gedrückt fühlt, er sucht sich zu rächen, wenn er Unrecht leiden musste, er wiederhohlt die begangenen Fehler nicht immer aus Leichtsinn, sondern aus Vorsatz, um zu zeigen, dass man sein Kraftgefühl nicht so leicht unterdrücken könne. Das *Mädchen* trägt ihre Lasten ruhiger und nachgebender. Es bittet wehmüthig und furchtsam der begangenen Fehler wegen um Verzeihung, wenn der Knabe sich das Geständniss seiner Unart erst abzwingen lässt, oder sich mit Ungestüm auf seine Unschuld beruft. Der Muthwille des Mädchen ist mehr schlau, als tapfer und unternehmend. Das *Mädchen* ist zugleich sinniger und denkender, fasst leichter auf, lernt vermöge grösserer Sympathie und des Bedürfnisses der Mittheilung früher sprechen, und seine Rede gewinnt mehr Ausdruck. Der *Knabe* sucht seinen Willen auf geradem Wege durchzusetzen und bestimmt mehr die *Mutter*; das *Mädchen* ist gewandter, feiner, weiss bei scheinbarer Nachgiebigkeit zu erlangen, was es will, und bestimmt so mehr den *Vater*. Jener liebt lärmende, mit heftiger Bewegung und Anstrengung verbundene, dieses mehr leichte und gefällige Spiele; *jener* baut auf und reisst

nieder, schafft und zerstört, während *dieses* ordnet, verschönert und erhält; *jener* gefällt sich in Uebung der Muskelkraft und Beweisen des Muthes, *dieses* in einem, das stille Familienleben nachahmenden Spiele. Und so träumt jedes von seiner künftigen Bestimmung.

B. Die Jugend.

Das *eigentliche Knaben- und Mädchenalter*, und die spätere Jugend oder das *Jünglings- und Jungfrauenalter*, des Lebens Frühling, müssen von einander geschieden werden, um die nun schroffer hervortretenden psychischen Unterschiede gehörig würdigen zu können.

a) Die erste Jugend.

Das *Knaben- und Mädchenalter* reicht vom zweiten Zahnen, bis zur Entwicklung der Mannbarkeit, also ungefähr vom achten bis zum vierzehnten oder sechzehnten Jahre.

Das Mädchen entwickelt sich körperlich und geistig früher, so, dass es um das vierzehnte, der Knabe erst um das sechzehnte Jahr, in den folgenden Zeitraum eintritt.

Der *blinde Trieb* des Kindes wird mehr zur Neigung, es zeigt sich schon motivirte Wahl. Im Ganzen hängt dieses Alter noch ganz *am Aeusserlichen des Lebens*, an der Gegenwart und Oberfläche der Dinge voll Leichtsinn und Sorglosigkeit, es findet keine Tiefe und Ausdauer, weder im Denken, noch im Handeln statt. Die sich entwickelnden Seelenvermögen bedürfen aber der sorgfältigsten Aufsicht, abwechselnd, bald der aufmerksamen Liebe der Mutter, bald des strengen Ernstes des Vaters; es ist das Alter der geistigen und gemüthlichen Erziehung, nach seinem Ver-

laufe wird allenfalls das Weib noch, der Mann nicht mehr gezogen. (Heusinger.)

In diesem Alter äussert sich der *psychische Unterschied* in Hinsicht der Geschlechtlichkeit schon auffallend. Der *Knabe* liebt die heftigen Bewegungen, eignet sich daher auch jene Fertigkeiten leichter an, die mit Kraftanstrengung verbunden sind, während das Mädchen mehr zu feinern Bewegungen geschickt ist. Das *Mädchen* ist *empfänglicher*, leichter zu leiten, gelehriger, nimmt mehr auf Treu und Glauben an, überblickt schneller und urtheilt richtiger über Alles, was sich unmittelbar auf das Leben bezieht. Der *Knabe* zeigt *mehr Eigenthümlichkeit*, und will mehr selbst schaffen; vermöge einer höhern Individualität fasst er nicht Alles so leicht, widerstrebt dem, was ihm nicht anspricht, fordert strenge Beweise, will mehr selbstthätig ergründen, und forscht mehr nach den Ursachen der Erscheinungen. Er hat *heftigere Begehrungen*, ist ungeduldiger, achtet nur die Kraft, liebt Kampf und Gefahr, ist muthwillig und neckend, oder zeigt, bei einer edlern Richtung, die Keime von Tapferkeit und Grossmuth, besitzt lebhafteres Ehrgefühl, erröthet bei Lob und Tadel, und fühlt sich tief verletzt, wenn er als Kind behandelt zu werden glaubt; *das Mädchen* ist dagegen unverdrossen, ausharrend und geduldig, beweist mehr Sinn für das Zarte und Milde, und besitzt mehr Schamhaftigkeit. Der *Knabe* ist gegen Erwachsene, deren Uebergewicht ihm lästig fällt, mehr blöde, unter seines Gleichen mehr dreist, und wählt sich hier Freunde, die er achten kann, ohne sich dabei gedemüthiget zu sehen, oder die sich ihm fügen, und sich an ihn anschliessen, während *das Mädchen weniger wählt*, und leichter Freundschaft knüpft. Jedes Geschlecht fängt an, seinen Kreis zu bilden, ja die erwachende Geschlechtlichkeit tritt einseitig nnd streng hervor. Knabe und Mädchen, die

sich in der Kindheit ohne Unterschied anschlossen, fangen an, *sich zu fliehen.* Beide aber bewahren ihr volles Vertrauen der Mutter, während sie gegen den Vater zurückhaltender werden; und dem muthigen Knaben erscheint die weibliche Zartheit als schimpfliche Schwäche, dem sanften Mädchen die Kraft des Knaben als Rohheit.

b) Die spätere Jugend.

Das *Jünglings- und Jungfrauenalter*, welches von der Entwicklung der Zeugungskraft (Mannbarkeit, Pubertät) bis zur Beendigung des Wachsthums reicht, beim männlichen Geschlecht von 15. bis 24., beim weiblichen vom 14. bis zum 20. Jahre.

Mit der Entwicklung der Zeugungskraft nimmt auch die *Seele* einen *höhern Aufschwung*, und wendet sich mehr dem *Allgemeinen* zu, die *Phantasie* erlangt das Uebergewicht über das Gedächtniss, erhebt sich mehr zum Uebersinnlichen, schafft Ideale und weckt den Sinn für schöne Künste. Bei einer höhern Spannung der Seelenkräfte werden auch *die Gefühle* tiefer und inniger, das Gemüth wird einer enthusiastischen Freundschaft, so wie auch den heftigsten Leidenschaften zugänglich. Während die Entwicklung bei der *Jungfrau* mehr auf ebener Bahn fortschreitet, so, dass die Ueberreste der Selbstigkeit aus dem Kindesalter durch die zunehmende Herrschaft des sittlichen und religiösen Sinnes verdrängt werden, tritt bei *dem Jüngling* mehr ein Kampf zwischen beiden Richtungen ein, und er hat zu wählen, ob er seine Jugendkraft dem sinnlichen Genusse, sein Talent dem Erwerbe bürgerlicher Vortheile, und sein Leben dem Scheine widmen, oder ein edleres Ziel erstreben, ein Ideal verfolgen, und überall Selbstachtung sich sichern will. Der frohe, leichte Sinn ruht *mehr auf Selbstvertrauen, als auf Ueberlegenheit;* die hohe Empfänglichkeit und

Beweglichkeit ist *mit Kraft* gepaart, und durch die muntere Regsamkeit leuchtet *der Ernst* hindurch. — Der *Jüngling wählt* sich seinen Beruf, entwirft Pläne, und verfolgt sie unverdrossen mit Selbstthätigkeit und nach eigenem Urtheile, bestimmt durch unersättliche Wissbegierde und durch Thatendrang, durch Streben nach Vervollkommnung oder durch Ehrgeiz; daher die schönen Worte Schillers:

„Der Menschen Thaten und Gedanken
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen;
Die innre Welt, sein Microcosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln;
Hat man des Menschen Kern erst untersucht,
So weiss man auch sein Wollen und sein Handeln.“

Die *Jungfrau* hingegen findet ihren Beruf vorgezeichnet im Familienkreise, und bildet sich für denselben im einfachen Fortschreiten zu weiblicher Verständigkeit und Sittsamkeit.

Die *Jungfrau* sucht zu gefallen, und durch Liebreiz anzuziehen; der *Jüngling* eifert, interessant zu erscheinen und durch Achtung einzunehmen. Aber Schüchternheit und Schamhaftigkeit gestatten bei naturgemässem Gange der Entwicklung nur *einen zarten Verkehr der Geschlechter*, da mit dem Erwachen der Zeugungskraft noch die Zeugungsreife nicht gegeben ist.

In der früheren Periode *entfremdeten* sich Knabe und Mädchen, in diesem Alter aber begegnen wir einer *allmäligen Annäherung* der Geschlechter, und dadurch die überströmende, kühn sich Bahn brechende Kraft des geistvollen Jünglings durch den Umgang und Hinblick auf die schüchterne, still wirkende Jungfrau gemildert. Hier schon sprossen die Keime, welche den Jüngling als den kühn emporstrebenden Baum erkennen lassen, unter welchem die weibliche Unmacht Schutz

suchen, an welchem sich die weibliche Zartheit anschmiegen soll; in dieser Altersperiode schon leuchtet aus den gegenseitigen Seelenäusserungen hervor, dass des Jünglings und der Jungfrau Geist erst in Verbindung treten, und *eine Einheit* bilden sollen, wie ihr Körper; dass des Jünglings *rascher Geist* in seiner weitern Entfaltung der *milderen Seele* der gereiften Jungfrau zur Ergänzung benöthige, was die folgende Altersperiode beweisen wird.

C. Das Mannesalter.

Das *Mannesalter* tritt mit beendigtem Wachsthume ein, und wird gewöhnlich um das 24. Jahr festgesetzt. — Das männliche Alter überhaupt dauert durch 4 Cyclen, zeichnet sich daher durch *Beharrlichkeit* aus, und es erfolgen keine auffallenden, raschen Veränderungen (Bischoff).

Das Seelenleben zeigt *mehr Unwandelbarkeit*; die *Flüchtigkeit der Jugend* verwandelt sich in Festigkeit des Charakters, Beharrlichkeit in der eingeschlagenen Bahn, sey es im Guten oder Bösen, Streben nach dem Bleibenden; Sinn für Ordnung und Gesetzmässigkeit tritt in immer stärkeren Zügen als das Charakteristische des Mittelalters im Vergleich zur Jugend hervor (Burdach). — Der *Geist* zeigt eine *grössere Energie*, sowohl durch *tieferes Eindringen* in die Gründe der Dinge, durch *Reflexion und Übersicht der Folgen* seiner Handlungen, daher ist der Mann für seine Thaten verantwortlich, und fähig, die Verwaltung seines Vermögens selbst zu führen (Majorennität, — Bischoff); auch zeichnet sich der Geist durch längere Ausdauer im Denken aus. Die *Phantasie* wird durch den Verstand gezügelt, ohne unterdrückt zu werden, und *das Gefühl* wird durch die reifere Urtheilskraft in seinen Gränzen gehalten, so dass bei der Harmonie der Kräfte mehr Ruhe

eintritt. Sinnlichkeit und Vernunft gelangen zu einem Ebenmasse, bei welchem das Selbstbewusstseyn klarer und die Selbstbeherrschung vorwaltend wird. Das ideale Streben wird durch Erfahrung gewitzigt und verbindet sich mit der Lebensklugheit, welche auch den Egoismus der Menschen zur Erreichung idealer Zwecke zu benützen versteht.

Wie nun *Sinnlichkeit und Vernunft in ein harmonisches Verhältniss* getreten sind, findet das Individuum *seinen Beruf* im Staate, der eben seinem Wesen nach jede beider Richtungen vereinbaren soll. Das Individuum wirkt demnach auf diese durch seine Eigenthümlichkeit der Neigung, des Talentes, der Ausbildung, und der Verhältnisse bestimmte Weise in der Gesellschaft für sie und zugleich für sich. Es strebt folglich sich diejenige Stellung zu verschaffen und zu behaupten, wo es seine Kräfte auf eine gemeinnützige Weise anwenden kann, und in sofern die Anerkennung dessen, was es zu leisten vermag und geleistet hat, ein nothwendiges Mittel zu dieser Wirksamkeit ist, fühlt es sich verpflichtet, über die Aufrechthaltung seiner Ehre zu wachen. — In der Arbeit des Berufes, und im Kämpfen gegen die Schwierigkeit der Aufgabe, so wie gegen äussere Hindernisse, wird die Kraft gesteigert und das Selbstgefühl erhöht (Burdach). Durch die Vereinigung der Geschlechter werden nun die gegenseitigen zu sehr hervorstechenden Eigenschaften abgeschliffen, der Charakter erhält mehr Harmonie; es ist daher die *Ehe* in diesem Alter *Naturgesetz*. Hagestolze und alte Jungfrauen zeichnen sich daher in der Regel auch nicht durch ihren Charakter aus, sondern sind gewöhnlich sehr leidenschaftlich. Nur aus dem harmonischen Willen von Mann und Weib geht ein neuer Wille hervor (Heusinger).

Ein *zeitgemässes* und des Menschen *würdiges Geschlechtsleben* steigert nicht nur neben Förderung des

leiblichen Lebens die Thätigkeit der Aussenwerke der Seele, und somit das Kraftgefühl, von Rüstigkeit und Freudigkeit, Zuversicht und Muth begleitet, sondern belebt auch die Phantasie, erhöht die geistige Schöpfungskraft, gibt dem Gemüthe einen höheren Aufschwung, stimmt zu allgemeinen Wohlwollen nnd stärkt den religiösen Sinn. Bei unzeitiger und unzweckmässiger Befriedigung des Geschlechtstriebes gewinnt daher auch die Sinnlichkeit die Oberhand, und indem die Phantasie in den Dienst der Begierde tritt, wird die Seele von jeder höhern Bestrebung abgelenkt; mit der Uebersättigung tritt Leere des Geistes ein, der Sinn für das Ideale erlischt, und die geistige Thätigkeit sinkt immer tiefer.

Bei dem *Manne*, der seinem persönlichen Berufe im weitern Kreise folgt, tritt das Liebesglück nur hinzu, um sein Wohlseyn zu vervollständigen, und er kann desselben verhältnissmässig eher entbehren, da der Beruf seine Kräfte in Anspruch nimmt; dem *Weibe* hingegen ist die *Liebe das Lebensziel*, und alle seine Kräfte beziehen sich auf die Fortpflanzung. Als Kind schon spielt das Mädchen in voller Unschuld vom Kinder bekommen und Heirathen, und je mehr die Geschlechter sich ausbilden, um so mehr fühlen sie sich gegen einander gezogen, denn sie sind dann von einander am differentesten, und es liegt also in ihnen die stärkste gegenseitige Anziehung zur Verschmelzung zu einem Ganzen.

Soll aber die geistige Harmonie durch die Ehe bezweckt werden, so muss sie *auf Liebe* gegründet seyn; diese beruht aber auf dem Gefühl der Einheit mit dem geliebten Wesen, ist nicht wechselnd und vergänglich wie der Geschlechtstrieb, sondern verlangt ihrer Natur gemäss ewige Fortdauer und ausschliesslichen Besitz.

Bei der ersten, reinsten Liebe ist das Streben nach Vereinigung unbewusst, und erst, wenn sich die Seelen

öffnen, kommt ihnen gegenseitig die Liebe zum Bewusstseyn. Bei dem natürlichen Gange der Natur trifft nun freilich das Erwachen der Liebe mit dem Auftreten des Geschlechtstriebes zusammen, und jeder Geschlechtsliebe liegt dieser Trieb zum Grunde; eine sogenannte rein geistige Liebe ist unnatürlich, und für den Menschen, der nun einmal nicht reine Seele ist, durchaus unmöglich; allein dessen ungeachtet ist es doch ganz sicher, dass das unverdorbene Mädchen, welches sehnend in die kräftigen Arme des Mannes sinkt, sich durchaus keines Geschlechtstriebes bewusst ist, so sehr sie sich auch nur zu diesem Manne hingezogen fühlt; dem überhaupt viel sinnlicheren Manne, der zugleich seine Handlungen klarer vor sein Bewusstseyn ruft, wird auch dieser Trieb weniger verborgen bleiben (Heusinger). „Keine Frau kann zu gleicher Zeit ihr Kind und die vier Welttheile lieben, aber der Mann kann es;" sagt Jean Paul. Er liebt den Begriff, das Weib die Erscheinung, das Einzige. Allein der darf nicht sagen, dass er rein und innig liebe, der sich seiner physischen Triebe bewusst ist. Schön erklärt sich hierüber Burdach, indem er spricht: „Was die verschiedenen Arten der Liebe anbelangt, so ist die, welche sich auf die körperliche Schönheit bezieht, zwar verschieden von dem Geschlechtstriebe, aber doch immer zunächst verwandt, nämlich gleich ihm ein schnell vorübergehender Moment des Lebens, denn alles Körperliche ist an sich arm und einförmig; sein Genuss sättiget bald, und lässt, wenn er übermässig war, Ekel zurück. — Das Geistige hingegen ist reich und unerschöpflich; indem es in immer neuen Erzeugnissen und Formen sich ausspricht, wird es eine nie versiegende Quelle höherer Freude. Dort ist das Bleibende in der Erscheinung, hier im Wesen, während das Flüchtige dort im Wesen, hier in der Erscheinung liegt. — (Schlecht ist daher jener gemeine Liebhaber, der den Leib mehr liebt,

als die Seele, wie er denn auch nicht einmal beharrlich sein kann, da er ja keinen beharrlichen Gegenstand liebt. Denn mit der entfliehenden Blüte des Leibes, den er liebte, verschwindet auch er und fliegt davon, viele Reden und Versprechungen schändend. Der Liebhaber eines Gemüthes aber, welches gut ist, beharrt zeitlebens, denn mit dem Beharrlichen ist er verschmolzen" (Plato).—Wie die rein körperliche Liebe den Menschen dem Thiere nähert, sagt Burdach weiter, so rückt ihn die rein geistige über die Gränzen der Menschheit hinaus, und ist eben desshalb unnatürlich. Denn wie das Unendliche sich nur im Endlichen offenbart, so kann auch der Mensch nicht im Geistigen allein sein Dasein finden. Die Liebe, die man mit grossem Unrecht die Platonische nennt, kann nur da ihre Stelle finden, wo gebieterische Verhältnisse der Vereinigung entgegentreten, an sich ist sie gegen den Zweck der Natur, daher auch Täuschung, und die Enttäuschung kann nicht anders, als höchst schmerzlich sein. Die Liebe ruht ihrem Wesen nach auf einem Ideellen, und es ist eine ganz ungegründete Behauptung, dass die Sinnlichkeit das Frühere in ihr sei. — Aber das Körperliche dient in der Natur dem Idealen als Organ, und die ideelle Function muss sich durch das ihr entsprechende Organ verwirklichen; so wird denn die Liebe bei dem naturgemässen Gange momentan zum Geschlechtstriebe, ohne mit ihm völlig eins zu werden, da sie sich als ein Stetiges behauptet. Daher kehrt sie denn auch im Alter zu ihrer wahren Quelle zurück. Sie wird in den spätern Jahren der Ehe, wo der Geschlechtstrieb schwindet, wieder rein ideell, wie sie es in ihrem ersten Anfange war. Wenn man anerkennt, dass die Liebe ihren wahren Keim im Ideellen hat, so kann man mit Sulzer sagen, dass sie ihre Wurzeln in Fleisch und Blut des thierischen Körpers schlägt, ihre

Zweige aber hoch über die körperliche Welt verbreitet, und unvergängliche Früchte zur Reife bringt.

Die *Liebe* hat aber zugleich einen wichtigen Antheil *an Veredlung des Verstandes und Gemüthes*, denn sie erhebt das Gemüth, steigert das allgemeine Wohlwollen und das Mitgefühl, und macht geneigter zum Helfen und Wohlthun. Der Hagestolz wird in seiner Abgeschiedenheit immer fühlloser, selbstsüchtiger, hartherziger. Die Liebe nähert dem Ideale, mildert die rohe Kraft, und verwandelt die Schüchternheit in Selbstvertrauen. Sie bringt den Menschen dem Weltgeiste näher, und erhebt in ihrem Aufschwunge zur Gottheit. Sie steigert die geistigen Kräfte, macht lebhafter, thätiger, unternehmender, kräftiger, und wird oft die Mutter grosser Thaten und ausgezeichneter Leistungen in Kunst und Wissenschaft. Indem sie die Bedürfnisse der menschlichen Natur auf eine harmonische Weise befriedigt, steigert sie den Genuss des Lebens und führt zur rechten Schätzung seines Werthes; man hat immer, namentlich in England, bemerkt, dass die meisten derer, die aus wirklichem Lebensüberdrusse Selbstmörder wurden, unverheirathet sind. Die Liebe kettet an das Leben, indem sie seine wahre Bedeutung aufschliesst, die Verknüpfung und Eintracht von Himmel und Erde lehrt. — Wie die wahre Liebe mit echter Religiosität verbunden zu sein pflegt, so sind auch die Verirrungen beider oft gegenseitige Begleiter; der Frömmelnde, der in anthropomorphischen Vorstellungen von Gott und von der Verbindung mit ihm sich versenkt, treibt eine Liebelei mit der Gottheit, und ist oft ein Lüstling. (Burdach.)

Nachdem ich nun die Seelenthätigkeiten im Mannesalter, und dasjenige, was besonders auf die Entfaltung der geistigen Fähigkeiten Einfluss hat, betrachtet habe, muss ich auch zur Ehe übergehen, welche die harmonische Ausbildung der psychischen Thätigkeiten so sehr begünstigt.

Die *Ehe* aber ist als inniges und nach der ganzen physischen und psychischen Bildung des Menschen von der Natur als nothwendig verlangtes Vereinigungsmittel der Geschlechter, als ein heiliges, der Menschenwürde allein entsprechendes Verhältniss der Fortpflanzung, von der Vernunft geboten, und vom Verstande als allein zweckmässig erkannt zu betrachten.

Ihr Einfluss aber äussert sich folgender Massen: indem der nach Abwechslung im Genusse strebende Trieb durch die Vernunft gebändigt wird, erstarkt die sittliche Freiheit, und im Familienleben entwickeln sich alle Kräfte freudiger. Die Familie wirkt als eine organische Verbindung von Gliedern, deren jedes in Geschlecht und Alter, in Kräften und Richtungen von dem andern verschieden, und seine Eigenthümlichkeit behauptend, im Bestehen und Wohle des Ganzen sein Glück findet. Durch solche Wechselwirkung im Zusammenleben wird die Einseitigkeit und schroffe Eigenthümlichkeit verhütet, der Egoismus durch ein gemeinsames Interesse verdrängt, der Keim der Sittlichkeit durch Liebe gepflegt, und dem Gemüthe ein Asyl unbedingten Vertrauens eröffnet.

Den Unterschied der Seelenthätigkeiten des Weibes von denen des Mannes will ich nun nach den einzelnen ausgezeichneten Geistesfunctionen und den Gemüthszuständen betrachten.

Im Allgemeinen ist im Weibe das *Gefühl* und *unbewusste Bestrebungsvermögen* vorherrschend, während dagegen im Manne *Geist* und *Wille* als die höhern Seelenvermögen mehr entwickelt sind, und da diese erst im Mannesalter zur völligen Entwicklung kommen, so steht allerdings das weibliche Geschlecht der frühern Altersperiode näher, und so in psychischer, wie in physischer Hinsicht tiefer als der Mann.

Die *Empfindung* des Weibes ist fein, die

Sinne desselben sind nicht so scharf als die des Mannes, aber sie sind sehr leicht gerührt, sind zarter, stärkere Eindrücke wirken nachtheiliger, als auf die des Mannes. Die Empfindung des Weibes ist aber oberflächlicher, über Mehreres zerstreut, als die des Mannes; weil bei dem Manne jede Empfindung leicht Gedanken weckt, entgehen ihm während dessen mehrere Eindrücke, die das oberflächlichere, gedankenlosere Weib alle auffasst, daher nehmen die Weiber eine Menge von Dingen wahr, die den Männern entgehen, besonders wenn es kleinliche Dinge betrifft.

Das *Gedächtniss* des Weibes ist nicht sehr gründlich, nicht für abstracte Gegenstände, aber es ist glücklicher als das des Mannes, besonders wenn es Gegenstände betrifft, die zugleich die Einbildungskraft sehr in Anspruch nehmen.

Sehr lebhaft und glücklich ist die *reproductive Einbildungskraft* des Weibes, was zu ihren leicht gerührten Sinnen in Beziehung steht, dadurch wird auch ihr Mitgefühl sehr leicht aufgeregt, sie fassen jede Freude und jedes Leid lebhaft auf, und schliessen sich mitfühlend an, daher geben sie alles einmal Wahrgenommene leicht wieder, sie fassen den Sinn von Dichtern und Künstlern leicht auf, und geben ihn treu wieder, daher sind auch die guten Schauspielerinnen häufiger als die guten Schauspieler, denn das schöne Geschlecht hat überdiess einen richtigern Takt in der Darstellung des Schönen, weil es durch eine lebendigere Sympathie und regere Phantasie ganz in die Lage des Andern sich im Gefühle zu versetzen vermag, und weil in seinem Aeussern, in der wundervollen Macht des Blicks, in dem unerschöpflichen Muskelspiel des Gefühls, in dem nur zum friedlichen Lächeln gestalteten Mund, in der biegsameren Stimme, der Gedanke freier sich darstellt. Das Gesicht des grössten Mimen biethet im Vergleich mit dem einer mi-

mischen Künstlerin, nur eine einfache Maske dar. Aber *productive Einbildungskraft* und *Phantasie* sind bei ihnen schwach, es wird ihnen daher mit Recht Genialität und Originalität abgesprochen, daher hat es vortreffliche Blumen-, Landschafts- und Portraits-Malereien gegeben, aber so lange die Weiber auch pinseln, ist doch noch nie eine bedeutendere Historienmalerin geworden, noeh nie hat eine einer selbstgeschaffenen Figur Leben gegeben; trefflich geben sie die Compositionen der Tonkünstler wieder, aber noch nie hat es eine nennenswerthe Tonsetzerin gegeben, die ein grösseres Werk geliefert hätte, obgleich die Musik von ihnen allgemeiner, als von den Männern getrieben wird; viele dichten recht lobenswerthe Sonnette, Lieder, Romane, die das Empfundene und Gewöhnliche recht treu wieder geben, noch nie ist von Einer eine Tragödie oder selbst eine über das Mittelmässige sich erhebende Comödie geschrieben worden (Heusinger.)

In Hinsicht *auf den Verstand* zeigen sich nun aber die Unterschiede besonders auffallend. Die *Urtheilskraft* des Weibes zeigt sich schnell auffassend und richtig treffend, wenn es oberflächliche Vergleichungen betrifft, daher sind sie oft sehr witzig, und übertreffen darin den tief forschenden Mann oft gar sehr; nur darf es keine Combinationen von Schlüssen geben, *Scharfsinn und Tiefsinn sind nieht ihr Erbtheil.* Dieses zeigt sich oft zum grossen Aerger der Männer bei dem Schlüssen und Streiten des Weibes, wenn der Mann die Prämissen zugegeben hat, so leuchtet ihm die Wahrheit ein, er fügt sich in die Nothwendigkeit des Schlusses; sehr richtig bemerkt dagegen Burdach: „Das Weib gibt den major und minor zu; wie es aber zur Conclusion kömmt, kommt es zu nicht geringem Verdrusse des demonstrirenden Mannes auf seinen Satz zurück, und bleibt dabei.“ Das Weib urtheilt oft aus-

gezeichnet treffend und richtig über die gegenwärtigen Absichten und Handlungen eines Menschen, und unterstützt so das Urtheil des Mannes nicht wenig, so wie es aber über den Charakter des Menschen urtheilen soll, fällt das Urtheil gewöhnlich verkehrt aus, der Witzling, der plaudernde Gesellschafter ist dann ein ausgezeichneter Verstand, die Kaffeeschwester eine herzensgute Frau u. s. w. Nirgends zeigt sich diess auffallender, als in Familien, wo ein Weiberregiment herrscht, hier sind oft alle Frauen in ihrer Art ausgezeichnet, sie beobachten das Anständige und Sittliche in ihren gewöhnlichen Verhältnissen auf das Genaueste, so wie aber der Basenrath zusammenkömmt, um über den Anstand und die Schicklichkeit einer Handlung ein Urtheil zu fällen, ist unter zehn Malen gewiss neun Mal ein linkischer Beschluss das Resultat. *Daher hat auch nur der Mann Anlage zur Wissenschaftlichkeit.* Auch die am sorgfältigsten ausgebildeten Frauen haben sich in abstrakten Wissenschaften nie über das Mittelmässige erhoben. Die Verstandeskräfte der Weiber sind auch einander viel ähnlicher, als unter den Männern. Wenn Frauen die höhern Verstandeskräfte durch Beschäftigung mit abstracten Wissenschaften auszubilden suchen, so leidet gewöhnlich die eigentliche Weiblichkeit, und sie werden zu Caricaturen.

Die *Vernunft* ist in dem Weibe unstät und herumstreifend, dass sie darüber lächeln können, wenn der Mann nach Gründen und Ursachen forscht, wo sie an der vorübergleitenden Erscheinung schon genug haben; daher können sie sich auch gewöhnlich von dem höhern geistigen Streben des Mannes gar keinen Begriff machen. Der Mann sucht nach Ueberzeugung, wo sich das Weib schon dem Glauben hingibt, daher ist auch das sich hingebende Weib duldsamer gegen Andersdenkende, als der Mann, der die von ihm gewonnene Ueberzeugung gern einem jeden als die einzig wahre

aufdringen möchte. So sicher daher ein jeder gründlich forschende Mann endlich auf den Glauben geführt wird, so wenig kann er es doch unterlassen, über das Unendliche zu philosophiren. *Der Mann allein ist Philosoph;* speculirende Weiber sind eine unnatürliche Erscheinung. Ein weiblicher Freigeist afficirt uns aber so widerwärtig, als eine männliche Betschwester, gegen Beide empört sich das Gefühl des wahrhaft religiösen Menschen.

Das *Begehrungsvermögen* des Weibes ist viel schwächer, als dasjenige des Mannes, das unverdorbene Weib fühlt seine Schwäche und Abhängigkeit, sucht daher nur Stütze, indem es sich liebend anschliesst. Mit wenigen treffenden Worten hat Heinroth in dieser Beziehung beide Geschlechter einander gegenüber gestellt: das weibliche Herz erwünscht, ersehnt sich den Mann, aber es verbirgt seinen Wunsch und sein Sehnen, und enthält sich des Begehrens, als den Schranken des Geschlechtes entgegen, daher die begehrende Liebe des Weibes nur ein Ahnen und Hoffen ist. In Beziehung auf sächliche Gegenstände begehrt es Alles, was sein Daseyn innerhalb der engen häuslichen Gränzen schön, behaglich, bequem, geordnet, vollständig macht; Putz, Schmuck, schöne Geräthe, und überall Sauberkeit, Nettigkeit, Ordnung etc. Endlich in Beziehung auf die eigene Person begehrt das weibliche Herz zu gefallen, und zu fesseln. — Was die gebende Liebe betrifft, und zwar zunächst auf das Geschlecht, so gibt die weibliche Seele dem Erwählten, dem Geliebten sich selbst, Alles was sie ist und hat, ihr ganzes Daseyn und Leben und zwar für immer. *Die Treue ist ein ursprünglicher Charakterzug des weiblichen Herzens.* Nur die Kinder theilen die Liebe und die Treue der Gattin mit der Mutter. Was nicht persönliche Gegenstände betrifft, so gibt das weibliche Herz seine volle Liebe der schönen Na-

tur, als einer Mutter, und der schönen Kunst als einer Schwester. Endlich in Beziehung auf die eigène Person, schenkt das weibliche Individuum, so lange es noch Ansprüche zu machen hat, oder glaubt, sich selbst das grösste Wohlgefallen. Eitelkeit ist der *Geschlechtscharakter*, die *Hauptaffecte* des weiblichen Herzens sind Furcht und Scham. — Der Mann begehrt in Beziehung auf das Geschlecht das Weib, und darf als Naturwesen dasselbe begehren, er wirbt um den Besitz ihrer Person und ihrer Liebe. In Beziehung auf sächliche Gegenstände begehrt der Mann Alles, was sein Daseyn befestigt, kräftigt, erweitert, erhöht etc. kurz Alles, was der Kraft verwandt ist. — In Beziehung auf seine Person begehrt er Anerkennung, Achtung, Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit, so viel nur immer möglich. Er gibt in Beziehung auf sein Geschlecht dem geliebten Weibe die ganze Kraft seines Lebens, nur nicht seine Selbstständigkeit, als deren er bedarf, um der Kraft mächtig zu seyn. In Beziehung auf nicht persönliche Gegenstände, schenkt er seine Huldigung dem Erhabenen in Natur und Kunst. In Beziehung auf seine Person, versagt er sich nicht die eigene Anerkennung seiner Kraft, er ist stolz, aber nicht hochmüthig; und ebenso erkennt er die Kraft in Andern an, er achtet jeden Kräftigen. *Geschlechtsaffect* des Mannes ist Zorn, seine *Geschlechtsleidenschaft* Ehre.

Die *Sinnlichkeit* des Weibes ist geringer, als die des Mannes, ein geschlechtlich ausschweifender Mann verliert dadurch noch nicht seinen ganzen moralischen Werth; aber ein ausschweifendes Weib ist über Schranken hinausgegangen, jenseits deren gar keine weibliche Tugend mehr besteht, und bestehen kann, sie erscheint dem männlichen, wie ihrem eigenen Geschlechte als eine verworfene Creatur.

Der *Wille* des Weibes wirkt auf einen kleinen Kreis, und mehr nur *auf die Gegenwart*, daher ist in ihm im Allgemeinen mehr Natur und Harmonie, und es wird ihm trotz der Launenhaftigkeit leichter, eine gewisse Consequenz in seine Bestrebungen zu bringen, wobei doch das unverdorbene Weib seine Unmacht fühlt, und der Kraft weicht, während der Mann gerade durch Hindernisse sich aufgefordert findet, eine desto grössere Kraft aufzuwenden, seine Bestrebungen sind stürmischer, vielartiger, es findet sich in ihnen ein grösserer Gegensatz. Des Weibes Begehrungen beziehen sich auf Gatten und Kinder, sein Haus ist sein Reich; der Mann hingegen ist Schutz und Schirm des Gemeingutes der Menschheit und des Staates. Der Mann strebt frei nach dem Wesen der Dinge, und achtet nicht auf die Fesseln, die ihm Form und Gewohnheit anlegen wollen, wenn nur das Wahre und Rechte gewonnen wird; das Weib dagegen, welches nicht nach Gründen grübelt, es auch nicht vermag, sondern sich der Ueberzeugung des Mannes hingibt, sieht auf Form und Sitte, es fühlt, dass eine Verletzung derselben der Ehre ihres Mannes nachtheilig wäre, daher sagt Göthe: „nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.“ Des Mannes Tugend zeigt sich als Muth, als Geben, des Weibes Tugend, als Aufopferung und Ergebung, als Sanftmuth und Geduld, daher die schönen Worte Schiller's: „Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende nie!“ und die treffliche Stelle Kant's: Als die Natur dem weiblichen Schoosse ihr theuerstes Unterpfand in der Leibesfrucht anvertraute, durch die sie die Gattung fortpflanzen und verewigen wollte, fürchtete sie gleichsam wegen der Erhaltung derselben, und pflanzte diese Furcht und Schüchternheit in ihre Natur, durch welche dieses Geschlecht das männliche rechtmässig zum Schutz für sich aufforderte. Sicherer konnte die Natur

ihr theuerstes Unterpfand nicht aufbewahren, als indem sie es der Mutterliebe anvertraute. Auch hat das Gefühl einer geringern körperlichen Kraft einen unläugbaren Einfluss auf die Erhaltung und Beförderung der weiblichen Geduld, einer der schätzbarsten und nothwendigsten Eigenschaften des weiblichen Geschlechtes. Jenes Gefühl sollte, verbunden mit der Gewohnheit, ihm die Bürden des weiblichen Lebens erleichtern, die Gewohnheit sollte es in seinem Schmerze durch beständiges Hinweisen auf den Zweck der Natur aufrichten, die Gewohnheit sollte seinen Willen an die Nothwendigkeit seiner Lage fesseln, die Gewohnheit sollte seiner Liebe selbst eine unerschütterliche Dauer und Festigkeit geben; der frommen und unermüdeten Schutz- und Hausgöttin des Weibes, ihrer heldenmüthigen Trösterin in den mancherlei Gattungen der Härte, Unbilligkeit, und Undankbarkeit, die das weibliche Geschlecht von Menschen und vom Schicksale tragen muss, weil es immer der schwache und untergeordnete Theil der Societät ist, verdankt das Weib die grösste Linderung seiner Leiden. Da es, vermög seiner lebhaften Phantasie und grössern Regsamkeit sich das Uebel gemeiniglich schneller und von mehreren bösen Seiten vorzustellen pflegt, da es seinen Kummer durch Zerstreuungen ausser dem Hause, oder durch wissenschaftliche Beschäftigungen nicht so leicht wie wir betäuben und vergessen kann, und von Kindheit an, nicht so sehr zur Festigkeit des Characters gewöhnt wird, so würde es ohne diesem Geschenke der Natur in vielen Widerwärtigkeiten und Lasten des Lebens verloren seyn, oder wegen seinem feinern Gefühle, *caeteris paribus*, doch mehr als wir leiden. So verbirgt es seinen Schmerz, wenn der Mann tobt, so verschliesst die Dulderin das Wehe im Busen, wenn der Mann der schwer beladenen Brust im Streite Luft macht, so unterwirft es sich ruhig dem

harten, ihm beschiedenen Schicksale, wenn der Mann durch seine Ungeduld das Uebel nur noch ärger macht, sich in neue Schlingen verwickelt, oder vom Schicksale gedrängt, den Stier bei den Hörnern fasst, und von dem Ungethüm weit fortgeschleudert, das Aufstehen vergisst. Hinweisend auf ihr eigenes redendes Beispiel der Geduld, lehrt sie dem Manne die grosse Kunst des Weisen, sich in die Umstände der Dinge zu schicken, spricht ihm Muth im Unglücke zu, macht seinen niedergeschlagenen Geist auf die ewige Vorsehung aufmerksam, mildert durch Bitten und durch Thränen den Trotz und die Härte des Unglücklichen, die seine Leiden nur vergrössern, seine Feinde nur kühner machen würden; fasst seinen vorschnellen Muth gleichsam so lange in ihre Arme, bis er sich mehr nach der Lage der Sachen formt, und das überflüssige Feuer abgelegt hat, söhnt ihn durch ihre Schönheit, und die Wärme ihrer Liebe wieder aus, verwandelt durch ihre Liebe die Jahre der Leiden in Stunden; leitet in sein finsteres, von allen Seiten bestürmtes Gemüth neue Strahlen der Hoffnung, entwirrt den Knäuel, den Welt und Verhältnisse, Schicksal und Menschen schlangen, und den der Mann gleich dem trotzigen Macedonier nur zerhauen kann, ruft den schlummernden Geist zu neuer Thätigkeit auf, zähmt den allzu kühnen Entschluss, auf dass er sich nicht die Stirn zerstosse an dem Verhängnisse eiserner Mauern, beschämt durch Klugheit und Geduld sein Gemurre; zügelt den übermüthigen Vorsatz, wenn er aus dem Gleise treten, und der Satzung den Rücken kehren will, führt ihn zur alten Ordnung, ohne dass der männliche Trotz, der nicht selten dem Kinde gleicht, das bei dem ersten Versuch des Gehens die Hand der Pflegerin zurückstösst, die sanftere Führung des Zügels ahnet, und verdient so mit Recht den Titel, Atytome, die Unbesiegte.

Aus der verschiedenen Seelenart sowohl als der verschiedenen Richtung der Geschlechter, des einen gegen die Menschheit, des andern zur Familie erklären sich tausend Verhältnisse des Lebens; so wird der Mann an seinen Freund gefesselt durch gemeinsames Streben für *die höhern und wichtigern Interessen der menschlichen Gesellschaft* , bei dem schönen Geschlechte bezieht sich die Freundschaft *mehr auf Vertrautheit und Mittheilungen*, indem sie ihr durch Heimlichkeiten oder durch eine Art von Sentimentalität und Schwärmerei einen Werth zu gehen suchen. Daher die Worte Schiller's in der Freundschaft wohl nur von der männlichen sprechen:

Sphären lehrt es Sclaveu eines Zaumes
Um das Herz des grossen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn—
Gcister in umarmenden Systemen
Nach der grossen Geistersonne strömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arm, höher stets und höher
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wollen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ewigen Glanzes
Sterbend untertauchen Maass und Zeit. —

Aus der eignen Seelenart der Weiber entspringen manche *Fehler*, wie die Putzsucht, Eitelkeit, Koketterie, Empfindelei, Launenhaftigkeit, Verstellungskunst, die im Charakter des Mannes leicht ihr Gegengewicht finden, und daher unschädlich sind. Dagegen sind grobe Sinnlichkeit, Grausamkeit, Herrschsucht und Stolz Eigenschaften, die sich mit dem weiblichen

Charakter gar nicht vertragen, die daher das Weib, wo sie nur in etwas höherem Grade zugegen sind, zur *Furie* machen; die daher auch beobachtet wurden zu Zeiten und unter Verhältnissen, wo Sittenverderbniss die ganze Gesellschaft zerstörte, und Nationen in den Abgrund warf; man denke an die spätern Griechinnen und Römerinnen, die Furien in den Colonien, und zur Zeit der französischen Revolution. — Der männliche Charakter neigt sich dagegen mehr zur Ehrsucht, Herrschsucht, Stolz; diese Fehler, denen ein jeder vernünftige Mann mit aller Kraft entgegenarbeiten wird, finden theils in der Kraft anderer Menschen ihr sicheres Gegengewicht, theils werden sie durch Sanftmuth und Nachgiebigkeit des Weibes gemildert. Aus Schwäche entspringende weibische Eigenschaften sind dem männlichen Charakter zuwider, sie sind für ihn ein untilgbarer Schandfleck. Der Schwächling ist eine schwere Last für Familie und Staat und Menschheit. Der Schwächling macht seine Gattin zur unweiblichen Herrin; lässt seine Kinder ungezogen, ist das stets missbrauchte Instrument seiner Mitmenschen; daher ist er auch Gegenstand des Spottes für Mann und Weib, für Jung und Alt, daher erträgt es auch der kräftige Mann eher, dass man ihn einen Teufel nenne, als einen Schwächling. Daher waren denn auch weibische Schwächlinge am häufigsten zu den Zeiten des Unterganges der Nationen.

Die Frau hat die Kraft ihres Mannes gesucht, und sich ihm ergeben, sie ist daher auch stolz auf die Kraft und Ueberlegenheit desselben, sie will dieselbe allgemein anerkannt wissen, und sie wird nicht mehr beleidigt, als wenn man ihr zutraut, sie herrsche über einen schwachen Mann; gerade herrschende Frauen sind daher am sorgfältigsten bemüht, die Stärke ihres Mannes zu rühmen und zu demonstriren, wie sehr sie ihrem Manne nachgeben müssen, denn die Eitelkeit

einer Frau wird immer bitter beleidigt durch den Gedanken, dass sie einen schwachen Mann habe; diejenige aber, welche sich wirklich in den kräftigen Willen ihres Mannes fügt und fügen muss, weiss denselben doch in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens durch fortwährende Aufmerksamkeit auf die kleinlichen Schwächen und Blässen desselben nach ihrem Wunsche und zum Vortheile der Familie zu lenken, und der vernünftige Mann wird sich auch immer, wenn er es auch bemerkt, seinen eigenen Vortheil einsehend, fügen, wenn er nur seinen Stolz nicht gekränkt sieht. Die Frau des schwachen Mannes hat in der Welt immer eine sehr unglückliche Stellung; sie glaubt sich wohl im Stande, die Herrschaft zu führen, thut es wohl auch, wenn sie ausgezeichnetere Seelenkräfte besitzt, in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens recht gut, aber wenn ernstere und verwickeltere Verhältnisse eintreten, so erliegt ihr Körper und ihr Geist oft um so eher, je weiblicher und vorzüglicher sie ist; aber auch in der Gesellschaft hat sie eine viel schwierigere Stellung, man misstraut ihrer Tugend, und mit der Leuchte des vorgefassten Argwohns wird jeder ihrer Blicke, jeder ihrer Tritte durchspäht, auch ist sie durch eine Menge von Nachstellungen gefährdet, denen andere nicht ausgesetzt sind.

Je mehr der Mann männlich, je mehr das Weib weiblich ist, um so stärker werden sie lieben, und um so stärkere Liebe können sie einflössen. — So sucht das menschliche Herz seinen Accord in der Liebe: der heftigere Mann wählt die zarteste ihres Geschlechtes; der sanftere fühlt sich mehr angezogen von der nicht unweiblichen Entschlossenheit des Weibes (Burdach).

Die Frau ist stolz auf die Vorzüge ihres Mannes, sie sieht es nicht ungern, wenn diese auch von andern

Frauen anerkannt werden, und sie kann selbst die Zuneigung derselben ohne Eifersucht ertragen. Der Mann dagegen strebt nach ungekränktem, alleinigen Besitz seiner Gattin, er fürchtet von einem Andern beeinträchtiget zu werden, und ist daher von Natur eifersüchtig; die betrogene Frau wendet ihren ganzen Hass gegen die Nebenbuhlererin, die ihr ihren Mann rauben konnte, und sie verzeiht diesem, wenn sie nur glaubt, sein Herz noch zu besitzen oder wieder gewonnen zu haben; der betrogene Mann dagegen wendet seine ganze Wuth gegen die Frau, und lässt den Buhlen oft ungestraft; sein Stolz fürchtet jede Kränkung seines Ansehens und seiner Ehre in den Augen der Welt, er fühlt sich daher in seinem Innersten verletzt, wenn seine Frau eine Handlung begeht, wodurch er sein Ansehen in der Gesellschaft gefährdet, und auf seine Manneskraft ein nachtheiliges Licht geworfen sieht. Ist ihm dieses Ansehen gesichert, so scherzt er über den Pantoffel, und räumt seiner Frau vor der Welt und selbst in der That gar manche Gewalt über sich ein.

Nach einer keuschen Ehe tritt im Alter, wenn die physischen Triebe schweigen, immer ein schöner Zustand reiner Liebe und Freundschaft ein, den Befleckte nie erwarten dürfen (Burdach).

Diess ist das Bild des jungen und reiferen Mannsalters, und reicht bis zum Erlöschen der Zeugungskraft, also ungefähr bis zum 50. Jahre; das weibliche Geschlecht tritt in die folgende Periode, das hohe Mannsalter, früher ein.

Da aber in den folgenden Lebensperioden die psychischen Eigenthümlichkeiten allmälig sich ausgleichen, so wie im Knaben und Mädchen die Eigenthümlichkeiten der psychischen Äusserungen sich erst zu entfalten begannen, so will ich die letzten Lebensperioden nur kurz und generischer beleuchten.

Das *höhere Alter* beginnt mit allmäliger Abnahme des Körpers, und man nimmt die Dauer desselben vom 50. bis 70. Jahre an. Die geistige Kraft zeichnet sich durch Beharrlichkeit aus, welche leicht zu Unduldsamkeit gegen das Neue und Fremde ausartet. Das ganze Leben gewinnt eine ernstere Haltung, da seine Blüten welken, und der Kreis seiner Freuden sich einengt. Die Verbindung mit den selbstständig gewordenen Kindern, die nun ihren eigenen Familienkreis bilden, ist loser, das Haus stiller und einsamer geworden. Die Gatten sind hiedurch noch mehr als früher auf einander gewiesen, und da sie in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens einander erkannt, Freude und Leid gemeinschaftlich erfahren, und immer mehr an einander sich gewöhnt haben, so wird auch ihre Liebe noch inniger, während sie zugleich von Sinnlichkeit mehr frei ist.

Die länger werdenden Schatten verkünden den Abend, und das Leben sucht sich desshalb noch fester und sicherer zu stellen. — Es wird der Zeitraum für umfassende, klare Ansichten, und für feste, unwandelbare Grundsätze, daher in senibus consilium. Zugleich treten aber auch die Verlockungen der sinnlichen Ergebnisse des Wirkens, die Reizungen des Besitzes, der Macht und des Ansehens hin und wieder hervor, wie das Weib jetzt zu seinem Putze nicht mit geschmackvollen Formen mehr sich begnügt, sondern auch Pracht und Glanz verlangt.

D. Das Greisenalter.

Dieses beginnt ungefähr mit dem neunten Lebenscyclus; und man unterscheidet das beginnende — (Senectus) und höhere (aetas decrepita), welche aber keine bestimmten Gränzen haben (Bischoff).

Die Geschlechtsverschiedenheit zeigt sich darin, dass das Weib früher in den ersten Abschnitt des höheren Alters tritt, aber darin auch länger verharret, also länger in dem gewohnten Wirkungskreise bleibt, und später als der Mann die Lebhaftigkeit des Blutes und die Beweglichkeit einbüsst, Haare, Zähne verliert etc.

Der *Hang zur Thätigkeit schwindet*, die Seele neigt sich mehr zur Ruhe und Stille; das Getümmel und der Drang der Geschäfte werden lästig. Die Phantasie ist erkaltet, die Fassungskraft träger, und das Gedächtniss ist für das erst vor Kurzem Erfahrene und Gethane schwächer geworden. Der Greis wird mehr auf sich selbst gewiesen. Die Jugend sondert sich mehr von ihm ab, da sie durch seine Nähe in ihren Freuden gestört zu sein fürchtet. Wie sein Auge das Nahe und Kleine nicht mehr so deutlich erkennt, dagegen weiter in die Ferne blickt, so ist auch seine Geistesthätigkeit weniger auf Einzelnheiten, als auf allgegemeine Wahrheiten und auf die Resultate des Denkens gerichtet. So wird das *Greisenalter das Alter der Weisheit*, wo die Welt und das Leben aus einem höheren Gesichtspuncte aufgefasst wird, wo die Idee klarer vor der Seele steht, aber die Unvermeidlichkeit des Uebels und die Unvollkommenheit als eine nothwendige Eigenschaft des Irdischen erkannt wird; wo das Handeln besonnener und die Sittlichkeit reiner ist. —

So findet denn auch in diesem Alter eine höhere Entwicklung Statt: die bildende Thätigkeit ist zurückgewichen, damit die Seele freier werde, wie diese im Embryo erst erwachte, als das bildende Leben in gewisse Schranken zurückgetreten war, und wie sie erst nach vollendetem Wachsthum zu ihrer vollen Reife gelangte. —

Nur wo das Innere hohl geblieben ist, kann beim Schwindeu des Aeussern nichts übrig bleiben; ist nur dem sinnlichen Genusse Werth beigelegt worden, so muss bei dessen Aufhören die Stimmung düster, grämlich werden; und wo früher die Kraft nicht harmonisch geübt worden, kann der kindliche Sinn des Greises nur zur kindischen Schwäche werden (Burdach).

Theses defendendae.

I.

Vera in rerum natura mors non datur.

II.

Si alicubi, certe in Medicina multa scire oportet, et pauca agere.

III.

Imaginatio multorum morborum mater et medela.

IV.

Haemorrhoides fluentes nonnisi relativum portendunt significatum criticum.

V.

Sagacitas in discernendis morbis veris a simulatis medico castrensi prae aliis necessaria.

VI.

Non omne ulcus ex dyscrasia.

VII.

Tanta vis est constitutionum! — — — Nollem esse medicus absque hoc duce.

Stoll.

VIII.

Nulla datur docimasia pulmonum omnibus numeris absoluta.

IX.

Perforatio sectionem caesaream non reddit inutilem et supervacaneam.

X.

Doctrina de Exosmosi et Endosmosi non phantasiae ludibrii, sed sagacis naturae scrutinii proles, necessaria est ad explicationem phaenomenorum.

XI.

Ars lithotriptica cystotomiam non penitus supplet.

XII.

An opiophagi prius moriantur quam ceteri, est quaestio?

Christison.

XIII.

Medicus practicus absque theoria nullus.